

Das Ego als Basis der Moral

Hartmann, Jürgen

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hartmann, J. (2013). Das Ego als Basis der Moral. [Rezension des Buches *Ich und Andere: Hume - Rousseau - Kant*, von V. Bartsch]. *ZPTh - Zeitschrift für Politische Theorie*, 4(1), 120-124. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-61931-1>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Das Ego als Basis der Moral

Jürgen Hartmann*

Bartsch, Volker 2012: *Ich und Andere. Hume – Rousseau – Kant.* Berlin, 2012.

Ich und Andere: Na klar, worum soll es beim Denken über die Grundlagen der Politik sonst schon gehen? Seit den antiken Altvorreden dreht es sich bei der Reflexion über die Grundlagen von Gesellschaft und Staat immer wieder um diese Frage. Die Antworten brachten stets Behauptungen über die Natur des Menschen ins Spiel. Die alten und neueren Denker, denen der Status eines Klassikers der Politischen Theorie zugeschrieben wird, beließen es nicht bei der Ausarbeitung einer politischen Anthropologie. Ihre Spuren in der Welt politischer Ideen hinterließen sie vor allem mit den Schlussfolgerungen, die sie daraus für die institutionelle Ordnung eines Staates gezogen haben. Ob Aristoteles, Montesquieu, Hobbes, Locke, Rousseau oder J. St. Mill – Menschenbild und Staatsmodell gehen Hand in Hand!

Die Moralfähigkeit des Einzelnen – eine vernachlässigte Perspektive im politischen Denken

Mit der Auswahl Humes, Rousseaus und Kants weckt Bartsch vor diesem Hintergrund Neugier. Sieht man von Rousseau ab, handelt es sich hier um Philosophen, die sich stärker mit den Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen des Menschen als mit politischen

Modellen auseinandergesetzt haben. Bartsch will wissen, wie sich die von ihm ausgewählten Klassiker, sämtlich noch Exponenten des vorsozialwissenschaftlichen Zeitalters, die Disposition des Einzelnen auf andere Vertreter seiner Spezies vorstellen. Was an politischen Modellen existiert, die bei der Lektüre in den Sinn kommen, setzt er als bekannt voraus.

Bartsch geht es um das Innere des Menschen: um Gefühle, Kalkül und Reflexion in der Begegnung mit Anderen. Wenn man so will, interessiert ihn allein ein moralisches Leitsystem im Menschen selbst, das zum Tun und Unterlassen motiviert. Anders ausgedrückt steht im Mittelpunkt des Buches die Vorstellung von einer Basisorientierung des Einzelnen auf Andere. Den Nullpunkt markiert sozusagen Hobbes, bei dem sich die Menschen ausschließlich als Konkurrenten¹ und Futterneider begegnen. Der Staat übernimmt hier die Rolle einer moralischen Instanz, die Ge- und Verbote postuliert. Je stärker die Moral bereits in den Köpfen vorhanden ist, desto einfacher dürfte es für den Staat sein, ein Recht zu setzen, das der gängigen Moral entspricht.

Die epochale Bindung Humes, Rousseaus und Kants ist Bartsch wichtig. Es handelt sich um Denker der Aufklärung. Sie drück-

1 Hier und im Folgenden wird das generische Maskulinum lediglich zugunsten der Lesbarkeit verwendet.

* Prof. (i. R.) Dr. Jürgen Hartmann, Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg
Kontakt: juergen.hartmann@hsu-hh.de

ten Phänomene, die uns heute als Gegenstände der Psychologie, der Pädagogik und der Soziologie geläufig sind, noch in philosophischer Sprache aus. Bartsch macht mit behutsamen Hinweisen darauf aufmerksam, dass sich die Wissenschaft bei demselben Gegenstand heute in aller Regel einer anderen Sprache bedient (zum Beispiel 48 ff.). Mit ideenhistorischen Erläuterungen geht Bartsch äußerst sparsam um. Er setzt voraus, dass interessierte Leserinnen und Leser wissen, wo sie ihr Gedächtnis in der einschlägigen Literatur auffrischen können.

Kausalität und Erfahrung als Ursprünge der Moral

Referieren wir mit der vom Verfasser selbst gewählten Reihenfolge zunächst die Passagen über Hume. Um Bartsch hier stark vereinfachend wiederzugeben, nehmen Menschen die Eindrücke der physischen Welt anders wahr als Probleme im Bereich des Gerechtigkeitsempfindens. Zwar vollzieht sich die Wahrnehmung beider Welten im individuellen Vorstellungsvermögen. Die Perception des Anderen ereignet sich im Universum der Gefühle – mit allem, was dazu gehört: Lust und Unlust, Zuneigung, Ablehnung, Habenwollen und Neid. „Hume will zeigen, dass Moral nur als Gefühl existiert und kein rationales Konstrukt irgendwelcher Regeln ist, die durch die Vernunft entdeckt werden können.“ (91 f.) Diese Gefühle werden nicht einfach ausgelebt. Der Grund für die Schranken, in denen sie sich Ausdruck verschaffen, liegt in der Fähigkeit des Menschen zur Empathie. Durch Erfahrung und Erziehung weiß der Einzelne, was ihm selbst widerfahren kann, wenn er seine spontanen Empfindungen gegenüber Anderen nicht beherrscht. Er antizipiert die möglichen Folgen für sich selbst, indem er sich in deren Lage versetzt.

Das Motiv des Einzelnen ist egoistisch; er handelt im eigenen Interesse. Erst diese „selbstbezogene Empathie“ ermöglicht ein moralisch reguliertes Zusammenleben. Da-

bei ist der Einzelne flexibel: Er ist befähigt, seinen Umgang mit Anderen auf die Person des Gegenübers und auf eine wechselnde Situation einzustellen: „Wenn der Mensch seinen Verstand gebraucht, kommt ihm keine abstrakte Vernunft zu Hilfe, die den Operationen seines Geistes die Bahn bereiten könnte. Er schöpft aus seinen Erfahrungen der Welt und gibt ihnen eine lebensstüchtige Form“. (61)

Nun gilt es freilich die Interessen der vielen Einzelnen zu koordinieren, die ja bei aller Empathie zuerst an sich selbst denken. Eine überzeugende Staatskonstruktion gelingt Hume jedoch nicht. Was er dazu sagt, bezeichnet Bartsch als „schlicht“ (118). Hier wird Hume deutlich von Hobbes ausgestochen, dem Hume selbst aber wenig abzugewinnen vermag.

Bartschs Darstellung überzeugt. Sie sollte dazu beitragen, Hume stärker als Klassiker wahrzunehmen, der auch zur Politischen Theorie einiges beizutragen hat.

Moral als Rekonstruktionsprojekt

Waltet im Verhältnis zum Nächsten bei Hume ein knallhartes Kalkül, so bei Rousseau seit den Anfängen der Menschheit ein instinktives Mitleiden mit Anderen. Es war Individuen eigen, die im Übrigen in einem ursprünglichen Sinne ‚frei‘ waren und im Einklang mit der Natur existierten. Weil sie Anderen ihrer Spezies gleich waren, glichen sie einander auch darin, dass sie fähig waren, mit dem Wohlsein und Leiden Anderer zu fühlen. In grauer Vorzeit verwandte der ganz auf sich selbst gestellte Einzelne Energie und Erfindungsgeist auf das Unterfangen, sich vor den Unbilden der Natur zu schützen und die Reproduktion seiner selbst sicherzustellen. Er lernte, mit Anderen zu kooperieren. Das Ergebnis war die Gesellschaft. Mit dem Entstehen der Zivilisation investierte der Einzelne seine innovativen Gaben fortan in das Bemühen, sich vor Anderen hervorzutun, Macht über Andere zu gewinnen und reich zu werden. „Das Bedürfnis, eine Vorzugs-

stellung gegenüber dem Anderen einzunehmen, spielt sich im Bewusstsein ab. Es ist ein Reflex der Autarkie des Naturzustandes unter neuen Bedingungen. Wenn nicht mehr die Natur mir alles gibt, was ich zur Selbsterhaltung und meinem Wohlempfinden brauche, sondern ich direkt meine materiellen und geistigen Lebensmittel über Andere beziehen muss, dann komme ich der völligen Unabhängigkeit um so näher, je bedeutender meine Stellung unter den Anderen ist.“ (172)

In der Gesellschaft geht die Gleichheit verloren, in der Menschen einmal gelebt haben. Die Fähigkeit, auch in der neuen Zeit das Leiden Anderer mitzuempfinden, bleibt zwar erhalten. Sie wird indes durch ungleiche Macht- und Eigentumsverhältnisse überdeckt. „Die Gesellschaft mag allerlei Entwicklungen durchmachen, die Natur des Menschen bleibt als Maßstab aller Abweichungen im Wesentlichen gleich.“ (165) „Ganz verschwinden kann nicht, was tief im Inneren des Menschen schlummert.“ (173) Es kommt darauf an, die Wahrnehmung des Anderen als Voraussetzung des eigenen Wohls zu rekonstruieren. Was gut und was schlecht ist, gilt es in die Köpfe einzupflanzen. Doch die instinktgesteuerte Moral des naturgebundenen Menschen ist unwiederbringlich dahin. Das Reanimieren moralischer Empfindungen muss der Tatsache angepasst werden, dass eine Existenz außerhalb der Gesellschaft nicht mehr möglich ist. Die Gesellschaft selbst allerdings muss sich von der waltenden Ungleichheit als Ursache allen moralischen Übels verabschieden. „Der Maßstab ist nicht eine technologisch aufgerüstete oder soziologisch abgeschliffene und halbwegs befriedete Gesellschaftlichkeit, sondern die Natur des Menschen, die in jedem gleich ist und deshalb gebieterisch auch äußere Gleichheit verlangt.“ (167) Nach Epochen der zivilisatorischen Verlotterung ist die Wiedergeburt des moralisch handelnden Menschen ohne pädagogische Unterstützung und institutionellen Rückhalt aussichtslos. Allein ein Staat, der von allen, die ihn aus der Taufe heben, innerlich gewollt ist, darf moralische Nachhilfe erzwingen. „Aber wenn schon Staat, wenn

schon etwas die Einzelnen überwölbendes, dann wird es nicht ohne Verbindlichkeiten gehen. Und Freiheit kann nicht mehr die Freiheit von den Anderen sein, sondern Freiheit mit und zu den Anderen, die so heißen darf, weil der Gesellschaftsvertrag freiwillig eingegangen wurde.“ (182)

Moral ist hier kein Selbstgänger mehr wie bei Hume. Bei diesem justiert der Einzelne sein moralisches Leitsystem im Prozess der Umweltwahrnehmung fortlaufend neu. Rousseaus Menschen sind verschieden, nicht anders als bei Hume. Wenn sie als Bürger im Staat unter gleichen Bedingungen leben und wenn sie auch wieder moralisch empfinden, bleibt immer noch genügend Differenz, die auf politischem Wege bereinigt sein will. Nicht von ungefähr findet Rousseau als Einziger der von Bartsch beleuchteten Klassiker zu einer durchdachten institutionellen Lösung.

Was Bartsch hier referiert, wird dem mit der Materie Vertrauten nichts mitteilen, was er nicht bereits weiß. Die Bedeutung dieses Kapitels erschließt sich im Vergleich mit Hume sowie mit Kant. Bis auf den Schemen einer ursprünglichen Moral, die dem tierhaften Naturmenschen eigen war, bleibt nach dem Eintritt in Rousseaus Gesellschaftszustand nicht mehr viel übrig. Aber mit dem Eintritt in den frei vereinbarten Staat gibt es die Chance, den Menschen moralisch neu zu programmieren.

Moral in einer idealen Welt

Mit großer Liebe zum Detail stellt Bartsch anschließend das ethische System Kants dar. Den wenigsten Autoren deutscher Provenienz ist es wohl gelungen, sich bei der Beschäftigung mit Kant nicht auf die zahlreichen Verästelungen seines Denkens einzulassen. Bartsch ist da keine Ausnahme. Doch sehen wir von diesem Tribut an eine, wenn nicht *die* überragende Referenzgestalt der deutschen Philosophie einmal ab. Bartsch referiert vorbereitend, dass auch Kant eine menschliche Natur voraussetzt, der unherzli-

che Empfindungen für andere Menschen alles andere als fremd sind.

Der bodenständige Königsberger weiß eine Lösung, um die darin lauernde Gefahr für den gesellschaftlichen Frieden zu bannen: Besinnen sich die Menschen auf ihre Vernunft, finden sie auch zur Einsicht, dass dem eigenen Interesse der beste Dienst erwiesen wird, wenn sie dem Interesse des Anderen gleichen Rang einräumen. Bewegt sich Bartsch soweit noch im Rahmen der üblichen Kant-Rezeption, wirft er doch ein neues Licht auf dessen Gedanken zu einer Republik freier Individuen. Sein grundlegender Einwand: Kant blendet die Tatsache aus, dass die Menschen verschieden sind.

Der Grund liegt im Kantschen Vernunftbegriff. Da es nur eine Vernunft geben kann, zwingt diese jeden Einzelnen, so er denn vernünftig sein will, auf dieselbe Bahn. Deshalb, so Bartsch weiter, überzeugt Kant unter den drei Klassikern am wenigsten. Kant konstruiert Moral am prallen Leben mit seinen Leidenschaften, Konflikten und Abwägungen vorbei. „Es kann nicht [...] überraschen, dass ein wirklicher Pluralismus, der die Geltung verschiedener begründbarer Auffassungen als Voraussetzungen von Handlungen zulässt, für Kant systematisch gar nicht möglich ist, weil die eine Vernunft letztlich immer die eine Lösung vorschreibt“ (283). Vernunft ist bei Kant etwas Absolutes. Biografie und Kontexte haben daneben keinen Platz. Wenn sich die Menschen der Vernunft verweigern, tritt an die Stelle des vernünftigen Ego eben die kruddere Zwangsordnung des Staates. Also entweder ein Individuum, das den Anforderungen einer vernünftigen Idealwelt genügt, oder aber die intellektuell unzureichende Alltagswelt, an der Kant wenig Interesse zeigt. „Die Vernunft Kants ist keine Instanz, mit deren Hilfe wir hier auf Erden dies oder das ein wenig besser machen könnten, sondern sie schreibt uns alternativlos aus Prinzipien vor, wie wir die Welt sehen und wie wir uns verhalten müssen, auch wenn wir es nicht glauben wollen. Das allerdings interessiert die Vernunft mit ihren ehernen Gesetzen überhaupt nicht, aber uns um so mehr.“ (231)

Bartschs Blick auf Kant ist originell. Sein Urteil über das Kantsche Moralkonstrukt ist schlüssig, und es birgt einen besonderen Reiz, weil es von Kant-Apologeten als herostratische Verirrung empfunden werden dürfte. Bartschs Maßstab für die Beurteilung der Klassiker ist eine ursächlich fundierte Moralität. Auf dieses Feld aber lässt sich Kant nachweisbar gar nicht erst ein.

Der Andere als Bestandteil des Ich

Als gemeinsamen Nenner aller drei Klassiker resümiert Bartsch, dass ihre Vorstellungen von Moral sämtlich das Ego spiegeln. Wenn ich mich moralisch verhalte, handle ich zum eigenen Vorteil. Wenn aber nicht, bleibt auch dies für mich nicht ohne Folgen: „Sei es die Furcht vor den Folgen, sei es das Kalkül der wechselseitigen Abhängigkeit, sei es das Mitleid oder die Empathie, wir haben jederzeit die Chance, uns menschlich zu verhalten, weil wir wissen: Nichts, was geschieht, kann rückgängig gemacht werden.“ (340) Bartsch hält seine Sympathien für Humes modern anmutenden, lern- und erfahrungstheoretisch aufladbaren Wahrnehmungsapparat nicht hinter dem Berg (309 f.). Dahinter steht nicht nur Geschmack am pragmatischen und empirieoffenen Gestus dieses Klassikers. Die Anschließbarkeit Humes an die Erkenntnisse der Human- und Sozialwissenschaften unserer Tage stellt diese Sympathie auf eine solide Grundlage. Gleichzeitig bürstet Bartsch Kant gegen den Strich einer in aller Regel affirmativen Sicht auf seine Vernunftmoral. Das Sollen bewegt nichts. Wollen wir die Welt verstehen, wie wir sie kennen, überzeugt keine Moral ohne die Triebkraft des Ego!

Bartschs Resümee weckt neben ausdrücklichen Hinweisen des Verfassers selbst die Assoziation mit entwicklungspsychologischen Konzepten wie dem Schema, der Ökonomik individuellen Verhaltens in Institutionen und ganz allgemein den Theoremen einer sozialen Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Doch wo gibt es schon

ein lesenswertes Buch, dessen Lektüre nicht fortwährend Gedanken an anderswo Gelesenes produzierte? Bartsch zeigt exemplarisch, dass es seinen guten Sinn hat, die Klassiker nicht einfach als Bildungsgut zu pflegen, sondern Verbindungen mit dem Erklärungs-

bedarf der Gegenwart zu suchen. Seine Frage nach den Ursachen und Grundlagen der Moral im Menschen selbst könnte in einer vom Liberalismus durchtränkten Welt aktueller und bedeutsamer kaum sein.